



Christoph Möllers

Einführung – Facetten wissenschaftlicher Autonomie

In: *Autonomien der Wissenschaft? : Streitgespräche in der Wissenschaftlichen Sitzung der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 28. November 2014.* – Berlin: 2015, S. 7-11
(Debatte ; 14)

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25454](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25454)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Christoph Möllers

Einführung – Facetten wissenschaftlicher Autonomie

Der Präsident hat mich gebeten, eine kleine Diskussionsrunde zur Frage der Autonomie der Wissenschaften zu organisieren. Das ist mit etwas Mühe auch gelungen. Wir haben mehrere Beiträge vorbereitet, die durchaus divers und heterogen sind. Darum habe ich mich entschlossen, anstelle eines eigenen Beitrags zu meinem Fachgebiet, nämlich zur Frage des verfassungsrechtlichen Schutzes wissenschaftlicher Autonomie, einleitend ein paar begriffliche Überlegungen dazu anzustellen, was Autonomien bedeuten können und warum wir diesen Begriff eigentlich verwenden, um so die anschließenden Beiträge in einen gewissen Rahmen zu setzen und thematisch zu bündeln.

Wenn man den Autonomiebegriff benutzt – und das ist doch, obwohl er sich natürlich gut übersetzen lässt, häufig ein sehr deutsch verwendeter Begriff –, dann denkt man an zwei Traditionen, die durchaus nicht ineinander aufgehen. Man denkt auf der einen Seite an eine subjekttheoretische Tradition der individuellen Freiheit, das autonome Subjekt, das sich selbst bestimmt, sich selbst Regeln setzt und das gerade für die ästhetische Theorie, aber auch für die Wissenschaftstheorien, eine große Rolle spielt. Auf der anderen Seite denkt man an die Tradition sozialer Ausdifferenzierung, also an Autonomie als eine soziale Leistung der Selbstunterscheidung einer Gesellschaft in verschiedene Systeme oder Bereiche. Diese beiden Verständnisse spielen auch eine Rolle – und das wird hier meine einzige Bemerkung zum Verfassungsrecht sein –, wenn wir Autonomie juristisch operationalisieren. Denn die Frage, was wir da schützen, wenn wir die Autonomie der Wissenschaft schützen – das einsame forschende Subjekt oder die aggregierte Organisation –, ist eine schwierig zu beantwortende Frage, die uns im Verfassungsrecht umtreibt und auf die wir keine selbstverständliche Antwort haben.

Nun, was ist die Leistung des Autonomiebegriffs, wie kann man was mit ihm machen? Ich denke, er ist deswegen leistungsfähig, weil er in der Tat eine bewegliche Grenzziehung anbietet. Autonomie der Wissenschaft ist kein objektiver Begriff, sondern ein Begriff, der auf die Selbstbeschreibung von Wissen-

schaft zurückgreift, auf ihr Selbstverständnis. Er gestattet ein prozedurales Verständnis, Reflexivität, er ermöglicht historischen Wandel wie auch den Streit darüber, was wir eigentlich schützen, wenn wir die Autonomie der Wissenschaft schützen. Damit haben wir es mit einem immens modernen Begriff zu tun, der uns weiter führt als essentialistische Vorstellungen davon, was Wissenschaft eigentlich kann. Und doch ist klar, dass der Begriff von vornherein ein dilemmatischer ist. Es könnte sein, dass der Preis der Autonomie der Wissenschaft ihre gesellschaftliche Relevanz ist. Oder es könnte sein, dass der Preis der gesellschaftlichen Relevanz der Wissenschaft ihre Autonomie ist. Darüber jedenfalls muss man nachdenken, wenn man über Autonomie redet, weil sich Wissenschaft, wenn sie autonom sein soll, in die Gesellschaft nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit einfügt, wie wenn sie auf diesen Anspruch verzichtet. Wir haben viele Strategien gefunden, um dieses Dilemma zu umschiffen und umzudeuten. Eine gängige Strategie besteht darin, das Problem zu verzeitlichen. Man sagt, wir geben der Wissenschaft eine gewisse Autonomie für einen bestimmten Zeitraum und erhalten langfristig das Versprechen auf gesellschaftlichen Fortschritt, größeren Wohlstand und mehr Wissen. Das ist die Verschiebung des Dilemmas in die Zukunft. Es ist aber klar, dass das Autonomieversprechen nur plausibel wird, wenn es mit irgendeiner Form von längerfristigem oder mittelfristigem, aber doch noch irgendwie greifbarem Fortschrittsversprechen verbunden ist.

Nun muss man sich grundsätzlich die Frage stellen, ob wir Wissenschaft eher als Problemlösungsmodus – wir haben ein Problem, wir nehmen Wissenschaft, wir lösen es – oder als einen Reflexionsrahmen verstehen. Im ersten Fall werden wir den Autonomiebegriff anders definieren als im zweiten Fall. Und wenn ich Sie alle hier fragen würde, wie Sie Autonomie verstehen, würden Sie sicherlich nicht alle dieselbe Antwort geben. Es ist relativ klar, dass unsere Verständnisse davon, was wir mit Autonomie der Wissenschaft verbinden, sehr oft von unseren eigenen disziplinären Erfahrungen geprägt sind. Und deswegen war es weise vom Präsidium, den Begriff von vornherein in den Plural zu setzen. Es wäre schön, wenn wir in der Diskussion dazu kommen würden, dass die Autonomiebegrifflichkeiten mit den disziplinären Selbstverständnissen in so einer Weise verbunden werden, dass wir voneinander lernen oder uns auch überraschen könnten mit Blick auf das, was wir eigentlich mit dem Begriff der Autonomie der Wissenschaft verbinden. Wenn wir mit dem Begriff ein Fortschrittsversprechen verbinden, dann muss man festhalten, dass dieses Fortschrittsversprechen nicht immer eingelöst werden wird. Dann könnte

man sich auch fragen, inwieweit solche Versprechen ihrerseits kritisch wissenschaftlich untersucht werden müssten. Man könnte sich etwa fragen, ob unser Vertrauen in die Autonomie der Wissenschaft wissenschaftlich begründet oder wissenschaftlich begründbar ist.

Nehmen wir den Begriff wie er ist, dann wird man auch sagen können, dass er nur deswegen überhaupt produktiv und sinnvoll erscheint, weil wir ihn immer im Zusammenhang mit spezifischen Gefährdungen sehen. Ich möchte zum Schluss zwei Typen von Gefährdung unterscheiden, nämlich klassische und neue. Klassische Gefährdungen der Wissenschaft sind solche, wie die der politischen Einflussnahme, der fehlenden Unabhängigkeit, der ökonomischen Abhängigkeit – Gefährdungen, über die wir gerade, was den Politikbetrieb angeht, vielleicht manchmal etwas zu schnell hinweggehen. Ich denke, dass wir mit Fug und Recht sagen können, dass in dem Wissenschaftssystem, in dem wir in der Bundesrepublik arbeiten, unmittelbare politische Einflussnahme auf die Wissenschaft eine Ausnahme darstellt. Aber ich denke, wir wären auch naiv, wenn wir glaubten, dass das etwas Selbstverständliches ist. Für viele andere Länder gilt dies sicher nicht und das gleiche trifft auch auf ökonomische Abhängigkeiten zu. Was aber wären die neuen Gefährdungen der Autonomie der Wissenschaft? In diesem Zusammenhang müssen wir, so scheint mir, eher interne Probleme als externe Probleme in den Blick nehmen. Das bedeutet, nicht immer nach der Bedrohung von außen zu suchen, nach dem Punkt, an dem die böse Politik oder das profitorientierte Unternehmen anfängt, Bedingungen zu stellen, die unsere Forschung erschweren oder in Frage stellen oder nicht öffentlich werden lassen, sondern Gefährdungen aufzuspüren, die aus der Art und Weise wie wir forschen kommen und die geeignet sind, die Art und Weise wie wir forschen immanent selbst in Frage zu stellen.

Ich nenne mal drei mögliche neue Gefährdungen der Autonomie der Wissenschaft. Eine wäre die zu große Anpassungsbereitschaft an öffentliche Erwartungen. Die Öffentlichkeit hat bestimmte Vorstellungen davon, was Wissenschaft kann und was Wissenschaft leisten soll. Die Gefährdung besteht darin, diese für voll zu nehmen und ihnen entgegenarbeiten zu wollen. Aus meinem Bereich wäre ein solches, wenn auch kleines, Phänomen dasjenige des Formenwandels der wissenschaftlichen Monografie hin zum Sachbuch. Das Sachbuch hat in den letzten 15 Jahren – auch vielfach gefordert – einen großen Siegeszug errungen und ist gegenüber der wissenschaftlichen Monografie zum prestigeträchtigeren Format geworden. Das muss man nicht be-

klagen, aber man sollte es beobachten und man kann es mit Blick auf die Autonomie der Wissenschaft noch einmal genauer analysieren.

Eine zweite Gefährdung entsteht aus einem internen Legitimationsproblem und betrifft die Frage, wie und mit welchen Formen und Organisationsformaten sich Wissenschaft vor sich selbst rechtfertigen kann. Ich nenne auch hier ein Beispiel eher aus dem Grenzbereich, nämlich die Organisation des Klimarates der Vereinten Nationen. Zu der Frage, wie wissenschaftliche Ergebnisse dargestellt werden sollen, wird dort diskutiert, auch abweichende Meinungen zu veröffentlichen. Das ist eine Figur, die aus dem Verfassungsrecht kommt. Der Klimarat ist eine Organisationsform, die die Pluralität ihrer Meinungsbildung öffentlich machen muss, weil sie von vornherein politisch so relevant und gerade deswegen in ihrer Autonomie bedroht ist. Das ist erstmal als solches keine Gefährdung von Autonomie, sondern eher eine Reaktion auf die Gefährdung von Autonomie. Aber diese muss sich auch wissenschaftsintern rechtfertigen können.

Ich nenne als letztes Beispiel interner Gefährdung die Aufgabe oder jedenfalls Vernachlässigung der internen Differenzierung und Pluralität von Wissenschaft. Ich glaube, eine ganz große Gefahr des Wissenschaftsbetriebs besteht heute darin, dass sie zu wenige Leitbilder hat, dass sie in gewisser Weise ihre Vorbilder aus einer zu großen Monokultur rekrutiert und deswegen zu schnell in dieselbe Richtung läuft. Das hat viel mit der Globalisierung von Wissenschaft zu tun, aber es hat wiederum auch etwas damit zu tun, welche Problemlösungserwartungen an Wissenschaft formuliert werden. Problemlösungserwartungen etwa, die von vornherein sagen, gute Lösungen können nicht in einem disziplinären Rahmen erbracht werden, gute Lösungen müssen disziplinübergreifend vollzogen werden. Das mag ja durchaus stimmen, aber es ist immer auch wichtig, sich darüber Rechenschaft abzulegen, dass die Entdifferenzierung von Disziplinen als solche nicht immer nur eine Lösung sein kann, jedenfalls nicht aus der Perspektive der Wissenschaft selbst. Das alles zeigt aber natürlich auch, dass die Figur der Autonomie der Wissenschaft eine konservative Figur ist, vielleicht auch eine Figur, deren Zeit gekommen ist und über die man aus dieser Sicht noch einmal nachdenken könnte.

Ich habe mein Statement damit begonnen, dass wir, wenn wir über Wissenschaft und Autonomie nachdenken, im Grunde immer einerseits an diese subjekt-theoretische Tradition denken und andererseits an die funktionalistisch-soziologische. Beide sind hoch umstritten und beide werden auch in ihren eigenen Disziplinen, in der Philosophie und in der Soziologie, in Frage

gestellt. Deswegen müssen wir uns auch ganz offen der Frage stellen, ob die
Autonomie der Wissenschaft als solche noch eine zeitgerechte Figur ist.
Vielen Dank.